

Der Entspiegelte

Leseprobe

Thomas Bruhn

„Wollt Ihr nicht etwas essen, Meister Fadiga?“

Der Junge betrachtete seinen Lehrer sorgenvoll. Das sonst so gepflegte Gewand fiel knitterig an der hageren Gestalt des Magiers herab. Der staubgraue Saum und die gleichsam schmutzigen Schuhe verrieten, wie viel Zeit Fadiga zuletzt in den Kellern der Akademie verbracht hatte, die den Adepten verboten waren. Seine kurzen Haare wirkten fettig und die sonst so wärmend ruhigen Augen nahmen sich keine Zeit für den Schüler, sondern huschten eilig über die Zeichen eines Buches. Jakob versuchte, etwas von den Inhalten zu erspähen, doch die Materie war ihm fremd. Chemische Reaktionsschemata und Erläuterungen einer fremden Sprache füllten die eng bekritzelten Seiten, und wenn Fadiga durch die Seiten eilte, ließen ihn seine Stirnfalten älter wirken, als er tatsächlich war.

„Nicht jetzt, Jakob, danke.“ Der Meister wandte den Blick nicht ab, und schmierte zeitgleich Notizen auf ein Pergament.

„Kann ich vielleicht irgendetwas...“

„Nein.“

Unschlüssig stand der Schüler dabei. Er spürte eine Beklemmung in seiner Brust, die er schon lange nicht mehr gefühlt hatte, vielleicht noch nie, seit ihn Fadiga vor Jahren entdeckt und von den Eltern weg in die Akademie geholt hatte. Weshalb interessierte er sich auf einmal für Alchemie? Und wie konnte ihn das alles so aus der Ruhe bringen? Fadiga war der erste und vermutlich auch einzige Mensch gewesen, bei dem er sich verstanden und beschützt gefühlt hatte. Es machte ihm Angst, ihn nun so zu sehen.

Fadigas Augen hielten in ihrem rastlosen Flirren inne, und der Magier hob seinen Kopf, um dem Schüler in die Augen zu sehen. Jakob suchte in den Augen und fand nur Müdigkeit darin.

„Ich werde dir später alles erklären, Jakob“, sagte sein Meister, ohne dass Jakob seine Gedanken geäußert hätte. „Ich verstehe, dass du beunruhigt bist, denn ich bin es ebenfalls. Ich kann nicht absehen, was ab hier alles geschehen wird, aber es ist möglich, dass wir deine Ausbildung früher beenden müssen als geplant. Verstehst du, was ich dir sagen will?“

Der Junge schwieg und war nicht sicher, worauf sein Meister hinauswollte.

„Du bist bald siebzehn Jahre alt, und ich will, dass du dich darauf vorbereitest, deine eigene Stimme zu hören und nicht nach mir zu lauschen. Du bist stärker als du glaubst, und es kann sein, dass du diesen Glauben bald pflegen und einsame Entscheidungen treffen musst. Geh jetzt lieber und lass mich allein! Horch in dich selbst hinein und sprich mit niemandem darüber, was gerade geschieht!“

„Das tue ich nie.“

„Dann heute ganz besonders, mein Junge.“

Jakob verließ die Studierstube, schloss die Türe hinter sich, und ging auf sein Zimmer. Durch die verglasten Fenster konnte er die Stimmen der Menschen hören, die sich in der Sonne auf dem großen Platz vor der Akademie tummelten. Doch das bunte Leben der Stadt kam ihm heute

noch ferner vor als sonst. Er schloss die Fensterläden und legte sich auf sein frisch bezogenes Bett.

Bis vor zwei Tagen war die Welt noch in Ordnung gewesen. Sie hatten seit Monaten alle Kräfte der Erforschung des Sphärentores gewidmet. Fadiga war geradezu euphorisch gewesen, das Sphärentor bald öffnen zu können. Jakob hatte schon davon geträumt, seinen Meister durch das Tor begleiten zu dürfen, und hatte sich ausgemalt, was sie jenseits des Tores entdeckten würden. Würde es dort Menschen geben, so wie hier? Oder waren die Menschen dort vielleicht schon ausgestorben und die Welt wurde von winzigen, intelligenten Wassertropfen bevölkert? Oder konnten die Menschen dort vielleicht allein mit Kraft ihrer Gedanken alles entstehen lassen, was sie sich erträumten? Alles war möglich, und er konnte es kaum abwarten, gemeinsam mit seinem Meister durch das Tor zu gehen.

Aber nun? Was war mit Fadiga geschehen, und weshalb sprach er plötzlich vom Ende von Jakobs Ausbildung? Er hatte Jakob verboten, den Raum des Sphärentores zu betreten, und hatte sich selbst doch stundenlang darin eingeschlossen. Er hatte an seltsamen alchemistischen Apparaturen experimentiert, und doch kein Wort darüber verloren, was er da tat. Warum auf einmal diese Geheimniskrämerei?

Was liege ich hier tatenlos rum, dachte Jakob schließlich. Ich liebe meinen Meister, und wenn er Sorgen hat, wird er mich brauchen, auch wenn er es nie zugeben würde. Wieso lasse ich es zu, dass er mich einfach fortschickt, wenn er mich vielleicht dringender braucht als je zuvor? Mit einem Ruck stand er auf, stieß die Türe seines Zimmers auf und huschte mit fliegenden Zehen zurück die Treppen hinauf. Die Korridore waren menschenleer. Trotzdem sah sich Jakob immer wieder um.

Die Tür zu Fadigas Privatgemächern war geschlossen, so wie Jakob sie zurückgelassen hatte. Er drückte die Klinke und ging hinein, doch sein Meister war nicht mehr da. Sein Tee stand auf dem Schreibtisch, halb ausgetrunken aber schon abgekühlt, und die Bücher lagen aufgeschlagen auf dem Tisch. Jakob verstand nicht viel davon und hielt sich nicht damit auf. Anscheinend ging es um irgendein schwefelhaltiges Salz, das mit Sauerstoff reagierte. So viel konnte er auch ohne Fachkenntnisse verstehen. Kein Wort über das Sphärentor.

Ohne das Buch anzurühren, ging er wieder hinaus und schloss die Türe lautlos hinter sich. Wo konnte sein Meister so abrupt hingegangen sein? Nach links ging es aus dem gesicherten Bereich heraus zu den Gemeinschaftsräumen. Da hätte Jakob ihm eigentlich begegnen müssen, als er hierhergekommen war. Rechts lagen die Privatgemächer der anderen Studiosi. Etwas zog ihn nach rechts, also ging Jakob den Korridor hinunter. Die Türen waren verschlossen und Jakob fühlte sich, als würde er Verbotenes tun. Warum eigentlich? Er war der Adlatus des stellvertretenden Akademieleiters. Er hatte hier Zutritt. Solange er nicht in eines der privaten Gemächer einbrach, konnte man ihm nichts vorwerfen. Die meisten Studiosi waren dieser Tage ohnehin nicht in der Akademie, sondern zu einer Konferenz nach Marangon gereist. Wo konnte Fadiga hingegangen sein, wenn doch niemand hier war? Der Korridor war leer und still, und unwillkürlich vermied auch Jakob jedes Geräusch. Langsam und mit flachem Atem bog er um eine Ecke.

Sein Gefühl drängte ihn, weiterzugehen, und Fadiga hatte ihn stets gelehrt, auf seine innere Stimme zu hören. Sie würde wissen, wohin sie ihn lenkte, dachte Jakob, und wenig später stand er vor der Tür zu Meister Okharims Privattrakt. Okharims Privatgemächer? Der Junge zögerte. Niemand außer dem Akademieleiter selbst hatte einen Schlüssel für diese Tür. War Fadiga wirklich hierher gegangen? Was konnte er hier wollen? Ohne darüber nachzudenken, drückte

der Junge die Klinke. Die Tür schwenkte auf, so lautlos als geschähe das alles hier nur in seinen Träumen. Jakob wagte nicht zu atmen. Wenn er durch diese Tür ging, traf er eine Entscheidung. Das spürte er deutlich. Auch ein wenig Angst nahm er wahr. Wovor? Okharim war nicht hier. Niemand war hier. Nur vielleicht sein Meister, und der würde ihm bestimmt nicht böse sein. Selbst wenn ihn jemand hier erwischte, würde es vielleicht etwas Ärger geben, und damit fertig. Du machst dir Sorgen um deinen Meister, also folge dieser Sorge, sagte er zu sich. Mit einem kräftigen Atemzug trat er ins Innere der Wohnung. Lautlos und sorgfältig schloss er die Türe hinter sich. Seine Augen gewöhnten sich an das dämmrige Licht, das durch die Vorhänge fiel. Aus einem der hinteren Zimmer hörte er Schritte und das vertraute Husten seines Meisters. Er schien zornig in sich hineinzubrabbeln.

Der Junge folgte den Geräuschen und sah schließlich durch einen Türspalt die Gestalt seines Lehrers. Er stand an einem Tisch voller Apparaturen und Ingredienzen. Gerade tauchte er einen winzigen Spatel in ein Gefäß, das mit schwarzem Sand gefüllt war. Anscheinend beförderte er ein wenig davon heraus auf den steinernen Experimentiertisch, doch die Menge war so klein, dass Jakob von seinem Versteck aus nichts davon sehen konnte.

Was tue ich jetzt? Was soll ich sagen, wenn ich ihm jetzt plötzlich gegenüberstehe? Unschlüssig zog er sich wieder von der Türe zurück und überlegte, auf sein Zimmer zurückzugehen. Da hörte er auf einmal Schritte vom Korridor kommen. War das etwa Meister Okharim? Wie kann ich meinen Meister warnen, dass jemand kommt? Einen Moment lang zögerte der Junge und verpasste den Augenblick, falls es ihn überhaupt gegeben hätte. Mit einem schnellen Schritt schaffte er es gerade noch, sich hinter der Tür zu verstecken, als diese auch schon aufgestoßen wurde und Meister Okharim hindurchtrat. Mit drei energischen Schritten hatte er den Raum durchquert. Jakob verfluchte seine Untätigkeit und musste mit ansehen, wie Okharim die Türe öffnete, durch die Jakob eben noch seinen Meister beobachtet hatte.

„Ich grüße Euch, Fadiga!“, hörte Jakob die Stimme des Akademieleiters. Wenn er über Fadigas Anwesenheit verärgert war, so ließ er es sich nicht anmerken. „Sollte es mich irritieren, Euch hier anzutreffen?“

Neugierig beugte sich Jakob in seinem Versteck vor, gerade so weit, dass er ins Zimmer schauen konnte.

„Ihr seid mir eine Erklärung schuldig“, sagte Fadiga laut und ohne hörbare Überraschung. „Was treibt Ihr im Geheimen mit diesem Salz? Wollt Ihr uns alle ins Chaos stürzen?“

„Ihr solltet mich besser kennen, Fadiga.“

„Ich weiß nicht mehr, wie gut ich Euch kennen sollte. Aber ich weiß inzwischen, welche Kräfte dieses Salz besitzt. Also versucht nicht, mich zu belügen!“

„Ich bin Euch keine Rechenschaft über meine Forschung schuldig, Fadiga. Ich empfehle Euch, Euren Ton zu mäßigen.“

„Ich mäßige mich, wenn Ihr mir erklärt, weshalb Ihr mich hintergeht.“

„Ich verfolge viele Ziele.“

„Wozu dieses Salz!“, donnerte Fadiga, und Okharim atmete gedehnt durch die Nase.

„Ich schätze Euch, Fadiga, auch wenn wir nicht immer einer Meinung waren. Vielleicht könnt Ihr Euren Ärger für einen Augenblick vergessen und mir in aller Ernsthaftigkeit eine Frage beantworten, bevor Ihr über mich urteilt: Wenn ich Euch fragte, in was für einer Welt die Menschen in tausend Jahren Eurer Meinung nach leben sollten, was würdet Ihr sagen?“

„Was soll die Frage? Ihr habt meine noch nicht beantwortet!“

„Das werde ich sogleich tun, wenn Ihr Euch gedulden wollt! Also was denkt Ihr?“

„Wie die Menschheit in tausend Jahren leben soll?“

„Meinetwegen auch in fünfhundert oder zehntausend Jahren. Welche Werte, welche Konzepte sollten den Lauf einer zukünftigen Gesellschaft bestimmen?“

„Meine Antwort kann euch nicht überraschen, Okharim. Wir sind Magier des Grauen Ordens. Unsere Verpflichtung ist die langfristige Stabilität und dynamisch Balance unserer Zivilisation und unserer Schöpfung. Wir haben über Jahrtausende hinweg eine Gesellschaft entwickelt, die unserer Humanität gerecht wird und die lebendige Entfaltung unserer Welt in wachsender Vielfalt bewahrt, ganz so, wie es uns aufgetragen wurde. Wir leben in Frieden und ohne Hunger, und unsere Lebensbedingungen ermöglichen es uns, unsere Potentiale stetig besser zu entfalten. Ich sehe nicht, was sich Wesentliches ändern...“

„Exakt!“, fuhr Okharims wie mit einem Peitschenhieb dazwischen. Seine Hand war hochgeschwungen und fixierte Fadiga mit dem Zeigefinger. „Genau da besteht unser Dissens, Meister Fadiga. Und genau deshalb geht es euch auch nicht an, woran ich hier forsche. Die meisten Menschen haben keinerlei Bestreben, ihren Horizont zu erweitern. Sie leben in ihren engen Mauern, ohne je eine Vorstellung davon zu bekommen, was alles möglich wäre, oder welche Alternativen sie tagtäglich hätten. Wenn ich Euch aber fragen würde, was wir als Gesellschaft insgesamt während der letzten tausend Jahre erreicht haben, dann wäret Ihr plötzlich ratlos. Wir bauen Gemüse an, hüten Schafe und vermehren uns quasi nicht.“

„Die Konstanz unserer Bevölkerung ist ein Bestandteil unseres heiligen Vertrags.“

„Papperlapapp! Ich kann dieses Geschwätz nicht mehr hören! Kaum eine Nation wird größer oder kleiner, nicht einmal ein neuer Kontinent wurde in den letzten tausend Jahren entdeckt, obwohl wir wissen, dass es jenseits des Meeres etwas geben muss. Wir tragen so viel Potenzial in uns und verschleudern unsere kostbare Zeit.“

„Unsere Zivilisation ermöglicht es der überwältigenden Mehrheit der Menschen, sich zu entfalten und in Resonanz mit ihrer Umgebung zu leben und zu sterben. Wir fügen der Evolution Kultur und Schönheit hinzu. Ich würde das Bewahren eines dynamischen Zustandes der Balance und Entfaltung nicht als Verschleuderung unseres Potenzials abtun, Meister Okharim.“

„Aber nichts anderes ist es, Fadiga! Wir ersticken in Stagnation, obwohl wir so Vieles mehr erreichen und entdecken könnten. Wir haben die Fähigkeit zu einer Freiheit, die uns ganz neue, unglaubliche Erkenntnisse beschert wird, wenn wir nur endlich loszulassen lernen.“

„Der Sinn unserer Forschung bestand noch nie darin, Neues um des Neuen willen zu schaffen. Habt Ihr die Prinzipien vergessen, auf die unser Orden einst gegründet wurde?“

„Ich kenne diese Instrumente intellektueller Knebelung in- und auswendig, falls es euch wichtig ist. Aber ich gedenke nicht, mich hier und jetzt mit Euch über Sinn und Unsinn von Wissenschaft zu streiten. Ich habe lange genug mit Euch gearbeitet, um Eure absurde Liebe zur Beständigkeit zu kennen. Dass Ihr Euch einen Wissenschaftler nennt, spricht unserer Zunft geradezu Hohn.“

„Mit Verlaub, Okharim, Ihr sprecht wie ein Irrer.“

„Ich spreche wie ein Visionär, Fadiga. Nur leider seid Ihr zu verhaftet in Eurer Angst vor Veränderung, als dass Ihr mir dabei folgen könntet. Lange genug haben Menschen wie Ihr unsere Entwicklung gehemmt. Dieses Salz aber, das ihr hier so ahnungslos vor euch seht, wird uns helfen, diesem Unsinn ein Ende zu bereiten.“

„Ich bin nicht bereit, mir noch länger Eure Tiraden anzuhören, Okharim. Was auch immer ihr mit diesem Salz vorhabt, es kann nur Unheil bringen, und ich werde verhindern, dass Ihr es verbreitet. Geht mir aus dem Weg!“

„Das werde ich nicht“, entgegnete Okharim kühl. „Ihr bleibt hier und hört Euch an, was ich zu sagen habe!“

I

Aufrecht stand ich am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Vom Mond keine Spur. Nur das blasse Licht der Sterne streifte den Schnee. Die Wolken waren in kleine Fetzen gerissen, aus denen vereinzelte, dicke Flocken zur Erde schwebten. Das Kobaltblau dahinter kam mir zerbrechlicher vor als sonst. War die Welt eine andere als gestern? Oder war alles nur ein Abbild meines eigenen Gemüts? Hätte ich in Worten erklären können, was dieses Leben liebenswert machte? Mochte meine Einsamkeit auch die gleiche sein wie am vorigen Tag, so wähnte ich mich doch getragen von etwas, das größer war als meine kleine, sterbliche Person. Ich konnte es nicht greifen, doch ich konnte es fühlen und mich darin fallen lassen wie in weichen Sand. Was hätte ich dafür gegeben, schon als junge, verzweifelte Seele zu ahnen, dass ich einst so würde fühlen können!

Hinter mir im Zimmer stand ein samtbezogener Sessel, dicht am Kamin, und schimmerte einladend im Schein des Feuers. Atmend ließ ich mich darin nieder und nippte an meinem Rotwein. Wie ungewöhnlich war es, nichts als Stille in mir zu spüren, den Atem durch mich fließen zu fühlen ohne ein Gefühl von Zeit oder Ziel. Als ob plötzlich alles Sinn ergab und schon immer Sinn ergeben hatte. Bildete ich mir das ein? War die Welt wirklich so, wie sie mir heute erschien? Oder war es eine Harmonie, die ich mir erträumte, um dieses Dasein ertragen zu können? Vielleicht würde ich es nie mit Gewissheit erfahren, dachte ich. Während die Glut im Kamin leise vor sich hin knisterte, fielen mir die Augen zu.

Als ich am nächsten Tag erwachte, spürte ich, dass es ein besonderer Tag war. Der Morgen hatte Sonne und Eiskälte gebracht. Die Schneedecke funkelte, und das Blau des Himmels war so klar und weich, wie es nur an einem wirklich kalten Wintertag der Fall sein konnte. Was wollte ich bei diesem Wetter hier drinnen, dachte ich. Die Welt lag da draußen und wartete darauf, erlebt zu werden.

Der Schnee lockte mich und weckte Bilder aus meiner Kindheit in mir. Vor über fünfzig Jahren, nicht lange bevor meine Eltern starben, waren wir nördlich von Moloska bei Freunden zu Besuch gewesen. Ich erinnerte mich, wie ich morgens am Fenster gestanden und den großen Hütehund beobachtet hatte, wie er sich glücklich wie ein Spatz vor einem Haufen Brotkrumen auf dem Rücken im tiefen Schnee wälzte. Viele Jahre schon verbrachte ich die Winter hier oben im Norden im Schnee, und noch nie hatte ich mich an jenen Moment zurückerinnert. Nun als grauhaariger Herr holten mich diese glücklichen Bilder wieder ein. Solche Zeichen konnten nicht unbeachtet bleiben. Kurzerhand streifte ich mein Nachthemd ab und öffnete splitter nackt die Tür meiner kleinen Hütte. Eisiger Wind drückte mich in die warme Hütte zurück und ich musste aufpassen, die Tür nicht loszulassen. Ehe ich frieren und zaudern konnte, tat ich einen Schritt ins Freie und schloss die Türe hinter mir. Einen Augenblick lang huschte ein Gefühl durch meinen Kopf, dass es sich für einen Mann meines Standes nicht ziemte, nackt in den

Schnee zu springen. Dann lachte ich und warf mich rücklings in den Schnee. Das kalte Weiß brannte wie glühende Kohle und es dauerte einen Augenblick, ehe ich es genießen konnte. Dann aber überschwemmten mich jene Glücksgefühle, die nur das reine, unverfälschte Leben schenken kann, und ich atmete tief. Ich war am Leben. Durch und durch war ich Leben, und es gab nichts, das mir verbieten konnte, genau der Mensch zu sein, der ich immer versuchen wollte zu sein. Ein paar Atemzüge lang tat ich es jenem Hütehund aus meiner Kindheit gleich und suhlte mich, als ob es kein Morgen gäbe. Dann sprang ich auf die Füße, huschte ins Warme und zog mich an.

Ich wählte Wanderkleidung. Ein warmes Hemd mit grauer Lodenweste darüber, ein paar robuste, grüne Wollhosen und stabile Stiefel. Während ich noch etwas Teewasser über der Feuerstelle erwärmte, packte ich einen Rucksack und eine Umhängetasche voll mit allem, was mir nützlich sein konnte. Und nach einem kurzen Frühstück mit gutem Kamillentee streifte ich meinen Mantel über und ging aus dem Haus.

Ich entschied nicht wirklich, wohin ich mich wandte. Es geschah einfach. Ich ging in die Richtung, in die mein Schatten mich wies, wie der Zeiger einer Sonnenuhr. So früh am Morgen war er noch lang und kaum als menschlicher Umriss zu erkennen, aber er gefiel mir. Ich setzte einen Fuß vor den anderen, ohne besondere Gedanken oder Ziele, und die Richtung wählte sich selbst. Irgendwann achtete ich nicht mehr auf meinen Schatten, und die Sonne wanderte ohne Eile um mich herum, ohne sich weit vom Horizont zu entfernen. Der Zufall wollte es, dass ich dem Bächlein folgte, das sich unweit meiner Hütte südwestwärts durch eine breite Auenlandschaft schlängelte. Um diese Jahreszeit war es fast vollständig zugefroren und von Schnee bedeckt, aber man erkannte es doch gut an dem breiten Grasland, das sich wie ein flaches, fast baumloses Band zwischen den bewaldeten Hügeln erstreckte. Dank meiner Schneeschuhe kam ich gut voran, und ich genoss die kalte Luft in meinen Lungen. Erst weit nach Mittag verließ ich den Bachlauf und wanderte über die von stillen Fichtenwäldern besiedelten Hügel gen Süden.

Am späten Abend machte ich auf einer kleinen Lichtung ein Feuer und legte mich in dicke Felle gewickelt unter den Sternen zum Schlafen. Als am nächsten Morgen die Farben des Tages über den Himmel krochen, war ich schon wieder unterwegs und stapfte durch die Wälder, die sich schier endlos über die Hügel des nördlichen Kaiserreiches erstreckten.

Ich spürte nicht, wie die Zeit verging. Alles in mir nahm einfach nur wahr und staunte. Zeit war nicht das richtige Kriterium, um Momente der Erfahrung miteinander in Zusammenhang zu bringen. Als ich schließlich erhöht auf einem baumfreien Plateau stand, stand die Sonne immer noch deutlich über der Silhouette der westlichen Berge, und von Weitem sah ich eine feine Rauchlanze aus den Wäldern des Tuluktals aufsteigen. Der Anblick freute mich, bedeutete er doch, dass mein alter Freund Kaspar, der Einsiedler, zuhause war und mir ein Dach und eine warme Mahlzeit gewähren konnte. Ich wanderte die Hügel hinab und stieß am tiefsten Punkt des Tals auf den Tuluk, von dem um diese Jahreszeit nicht viel mehr zu sehen war als eine kleine Schneise im Wald, in der es an manchen Stellen unter dem Schnee leise gluckerte. Erst viele Meilen weiter südlich würde dieses zahme Rinnsal in den Fluss Gorm übergehen, der die Mühlen so vieler Ortschaften speiste. Eine Weile lang folgte ich dem Wasser, dann kam Kaspars kleine Holzhütte in Sicht, aus deren Schornstein es gemütlich qualmte. Die Hütte lag ein paar Meter erhöht im Wald, damit sie im Frühling nicht davongespült wurde, wenn der

Schnee in den Bergen zu schmelzen anfang. Es war ein einfaches kleines Hüttchen, dem meinen nicht ganz unähnlich. Rechts daneben aber hatte Kaspar schon vor Jahren einen kleinen Anbau errichtet, der schon von außen edel und wohlig aussah. Die Bretter der Wände waren klein und glatt im Vergleich zu den groben Baumstämmen des Haupthauses, und das Dach war liebevoll aus kleinen steinernen Schindeln gezimmert. Erschöpft von der langen Wanderung ging ich die letzten Schritte zur Hütte hinauf und klopfte an.

„Marlik!“, rief Kaspar, als er mir die Tür öffnete. „Wie schön dich zu sehen. Komm herein!“ Kaspar war nur wenige Jahre jünger als ich, und zwischen seinen grauen Haaren war noch die eine oder andere schwarze Strähne zu erahnen. Er trug einen wollenen Morgenrock, als wenn er den ganzen Tag über nicht das Haus verlassen hätte, und seine Füße steckten in kuscheligen Pantoffeln aus Lammfell. Die letzte Rasur mochte schon einige Tage her sein und seine dunklen Augen lachten.

„Mein lieber Kaspar. Lass dich umarmen! Wie geht es dir?“

„Danke, wohlauf wie immer. Der Winter war lang, aber nicht hart.“

In Kaspars Gesicht lag das Strahlen eines Mannes, der mit sich und seiner Existenz im Reinen war, und es war stets ein Geschenk, Zeit mit ihm zu verbringen. Seit wir uns zuletzt gesehen hatten, war viel Zeit vergangen und wir hatten uns reichlich zu berichten.

„Nun erzähl schon“, sagte er, als wir schon ein Weilchen drinnen am Tisch saßen und ich die Gemüsesuppe schlürfte, die er mir angeboten hatte. „Was führt dich her?“

„Nichts Bestimmtes“, meinte ich leichthin. „Der Zufall sozusagen. Ich bekam gestern Morgen Lust, mein Haus zu verlassen, und seitdem bin ich nicht mehr umgekehrt.“

„Solche Reisen sind immer die besten“, lachte Kaspar. „Auf diese Weise habe ich auch damals diesen Ort für mich gefunden. Wenn nicht du das Ziel bestimmst, sondern das Ziel sich unterwegs wie von selbst findet, dann folgst du einer Stimme, die sich niemals irrt.“

Wir plauderten eine Weile über den Lauf des Winters und über die diesjährigen Routen der Rentiere. Doch wie immer dauerte es nicht lange, bis wir zu jenem Thema kamen, das uns schon vor vielen Jahren miteinander verbunden hatte. Denn bevor sich Kaspar hier im Wald niedergelassen hatte, um sein Leben der Göttin zu widmen, waren wir Kollegen beim Grauen Zirkel gewesen. Die Magie war nicht mehr allzu präsent in seinem Leben, doch er ließ sich gern von mir auf dem Laufenden halten über die Fortschritte, die die Forschung auf seinem früheren Spezialgebiet machte.

„Hast du noch Kontakt zu Thalion von Crespium?“, fragte er mich, während er mir Wein nachschenkte. „Ich hörte, dass er mit Meister Fadiga an der Manifestation der Psyche forscht.“

„Ja, sie nennen es Psysis. Eine bahnbrechende Geschichte, wenn du mich fragst. Fadiga ist der Meinung, unsere Gedanken und Gefühle, ja sogar unsere Intuition besäße eine stoffliche Entsprechung im Inneren unseres Gehirns. In zwei Monaten findet die nächste Konferenz des Zirkels statt. Diesmal in Convallaria. Ich bin sicher, dass sie dort über ihre neuesten Erkenntnisse berichten werden.“

„Convallaria? Das ist nicht weit. Vielleicht schaue ich mal wieder vorbei.“

„Es würde mich freuen“, sagte ich. „Im Zirkel gibt es heftige Diskussionen. Wir können jede Stimme brauchen.“

„Thalion ist ein fähiger Mann. Da bin ich nicht vonnöten.“

„Sag das nicht, Kaspar! Du weißt, wie sehr ich Thalion schätze, aber es mehren sich die Stimmen, die eine Emanzipation der Magie vom ethischen Fundament unseres Zirkels befürworten. Moralische Schranken sind in unseren Kreisen nicht gerade populärer geworden.“

„Das mag sein. Aber was hilft es, wenn ich mich auf ein Podium stelle und von der Göttin spreche? Die jungen Leute hören heute nur noch auf die Stimme des Intellekts, Marlik. Als Redner bin ich da fehl am Platz.“

„Umso mehr brauchen wir Menschen, die der jungen Generation eine Synthese von Geist und Intellekt vorleben können.“

Kaspar schüttelte den Kopf. „Ich denke nicht, dass das viel bewirken wird. Eine solche Synthese kann man nicht propagieren. Sie wird entweder aus den gesellschaftlichen Gegebenheiten heraus notwendig, und dann sieht das auch jeder vernünftige Mensch ein, oder aber die Menschen leben auch ohne sie ganz gut, dann wird sich niemand dafür interessieren, was ich zu sagen habe.“

Ich merkte Kaspar an, dass er sich von der Magie abgewendet hatte. Niemand, der von den ätherischen Strömen erfüllt war, konnte solche Gelassenheit an den Tag legen. Der Äther war jene geheimnisvolle Zwischenwelt, die unsere Sphäre umgab. Ein Geflecht aus Energien und Strömen, die noch niemand bisher wirklich verstehen konnte, und die doch von so zentraler Bedeutung für die Geschicke unserer Welt waren. Einerseits trennte der Äther unsere Welt von den vielen anderen Welten um uns herum. Andererseits war er auch die Quelle allen magischen Wirkens auf unserer Erde. Niemand wusste, woher diese Energieströme kamen, oder wie genau sie funktionierten. Wir Magier aber, und all die anderen zaubernden Wesen unserer Welt, hatten Wege gefunden, uns mit diesen Energien zu verbinden und sie zu nutzen, um in unserer Realität wirksam zu werden. Wir Magier waren gewissermaßen Übermittler zwischen den Strömen des Äthers und der Welt, die all die nicht-magischen Geschöpfe erlebten. Und doch gab es wohl niemanden unter uns, der die Sprache jener Welt, aus der wir übersetzten, wirklich verstand.

Die Möglichkeit, die Energien des Äthers zu nutzen, war es, was uns Zauberkraft und Macht verlieh. Aber diese unstete Verbindung zum Äther war für uns Magier auch Teil unserer Persönlichkeit. Selbst dann, wenn wir es nicht bewusst wählten, hatten jene Ströme Einfluss auf uns und unser Dasein. Je länger wir im Austausch mit dem Äther standen, desto mehr formte er auch unseren Geist. Der Äther hielt unseren Geist jung, immer beweglich, um die Ströme des Äthers kanalisieren zu können. Aber es konnte auch eine Mühsal sein, immer wieder jene Energien durch uns fließen zu lassen. Es war wie ein ständiger Drang, den die Magie uns auferlegte, uns ewig und überall einzumischen, nichts sich selbst zu überlassen, sondern zu gestalten, zu verändern, die Kräfte einzusetzen, für die wir so empfänglich waren. Ich konnte nicht mehr unterscheiden zwischen dem Mann, der ich war, und jenem, der ich ohne den Äther gewesen wäre, und im Grunde meines Herzens war ich froh darüber. Kaspar jedoch hatte sich von all dem losgesagt. Er hatte entschieden, den Weg der Magier zu verlassen. Und seit er diesen Entschluss gefasst hatte, spürte ich, wie auch sein Geist sich veränderte, und der rastlose Impuls, gestaltend in die Welt einzugreifen, von ihm gewichen war.

„Hast du schon eine Ahnung, wohin du von hier aus gehst?“, fragte mich Kaspar über den Rand seiner Suppentasse hinweg.

„Nein, eigentlich nicht“, antwortete ich. „Vielleicht erst mal nach Convallaria, und von dort weiter Richtung Ajuna. Ich war schon lange nicht mehr dort.“

„Soso.“

„Weißt du, Kaspar, ich habe eine erstaunliche Zeit hinter mir, und beginne die Welt und mein Leben in neuem Licht zu sehen. Vielleicht reise ich jetzt nur aus dem einen Grunde, um mich selbst neu zu entdecken und zu erleben, was es bedeutet, ich zu sein.“

„Du klingst wie ein Mensch mit Frieden im Herzen.“

„Das sind große Worte. Ich denke, so weit bin ich noch nicht. Aber ich fühle mich auf dem richtigen Weg.“

„Nun, dann bist du hier richtig. Für Menschen, die ihre Seele erforschen wollen, hat die Göttin stets besonders offene Ohren an diesem Ort.“

„Ich weiß, mein Freund. Und ich war in der Vergangenheit viel zu selten offen dafür.“

Wir ließen uns die Suppe schmecken, und plauderten über den Lauf der Welt. So Vieles war in Bewegung geraten in den vergangenen Jahren, dass es ein einzelner Mensch kaum überblicken konnte. Für uns Magier war es zunehmend schwierig geworden, die Balance der Welt zu überwachen, da sie von immer komplexeren Faktoren bestimmt wurde. Kaspars Ruhe und sein Vertrauen waren eine Wohltat für einen Zweifler wie mich, der stets nach jedem losen Fadenende greifen wollte. Ich atmete ein wenig von seiner wunderbaren Art, und die Suppe tat ihr Übriges für mein Wohlbefinden.

Nach dem Essen ging ich in das kleine Heiligtum hinüber, das Kaspar hier erbaut hatte und seit Jahren pflegte. Der kleine Raum schimmerte im dezenten, sandfarbenen Licht weniger Fackeln. Der Boden war von weichem, moosigem Gras bewachsen, und die Wände waren mit dunklen Stoffen behängt. In der Mitte stand ein kleiner Trog aus grüneädertem Marmor, bis zum Rand mit Wasser gefüllt. Eine Statue der Göttin, kaum größer als meine Hand, kniete an seinem Rand und schöpfte mit den Händen Wasser daraus.

Die kleine Figur ließ mich ruhig werden. Ihretwegen war ich hierhergekommen, wurde es mir bewusst, und ich konnte meinen Blick nicht von ihr lösen. Sie war zierlich und schön, aber nichts an ihr war fragil oder schwach, sondern durch und durch bejahend und klar.

Während ihre zarte Gestalt so in meine Sinne drang, verblasste alle andere Wahrnehmung in mir. Mein Atem kam zur Ruhe. Alle wirren Gedanken und Fragen verstummten, bis ich nur noch das gleichmäßige Strömen meines Atems spürte.

Ich kniete am Rand des kleinen Troges, ganz so wie die Göttin es mir wies, und sah hinein ins dunkle Wasser, von dem mein Spiegelbild mir antwortete.

Wie viele Falten meine Augen umrahmten! Und wie hell meine Augen waren trotz des spärlichen Lichts. Früher waren sie mir stets versteckt und dunkel erschienen, unter meinen dichten Brauen, doch nun sah ich hinein und erkannte freundliche Zugewandtheit darin. Zu meiner Überraschung gefiel es mir, in meine eigenen Augen zu sehen, und ich lächelte meinem Ebenbild zu.

Die Göttin wies mich an, Wasser zu schöpfen, und so tat ich es, als mein Blick lange genug verweilt hatte. Als meine Hände die Oberfläche durchbrachen, verschwand mein Spiegelbild im Tanzen der Wellen, die meine eintauchenden Hände auslösten.

Das Wasser war kühl und frisch, und als ich es zum Mund führte und trank, fühlte ich, wie das Wasser eine tiefe Stärkung in meinen Körper spülte. Ich schloss die Augen, um das Gefühl zu genießen, doch da spürte ich, dass ich nicht allein war. Ich öffnete die Augen und starrte auf das Wasser hinab, in dem mein Spiegelbild noch immer von den vielen kleinen Wellen verwirbelt war.

Dahinter war etwas. Ich sah es nicht, doch ich konnte es ahnen und schaute angestrengt in die Wellen. Waren das wirklich meine Züge? Meine Haare und meine Augen? Die Zeit kam mir endlos vor, die das Wasser brauchte, um sich zu glätten. Nach und nach erkannte ich mehr. Die Augen, die meinen Blick beantworteten, waren blau, nicht braun wie die meinen. Auch die Haare waren kürzer, die Haut viel glatter. Und doch wusste ich, dass ich selbst es war, den ich da erblickte.

Wer bist du, fragte ich das Spiegelbild. Da zerbarst auf einmal die Wasseroberfläche und das Gesicht brach hervor. Der Raum stürzte kopfwärts, überspülte meinen Verstand, und da enttarnte sich mein Spiegelbild als das Gesicht eines Jungen, der flehend zu mir empor sah.

Wer bist du, rief ich erneut, und versuchte, den Jungen zu greifen. Es war mein Ich, aber alles war anders daran, als ich es kannte.

Hilf mir, Marlik, rief das Gesicht, Ich bin so allein. Verlass mich nicht!

Matthias, rief ich, denn ich wusste plötzlich, dass er so hieß. Halt dich fest! Doch ehe ich ihn packen konnte, schlug das Wasser über ihm zusammen und verschluckte ihn.

Keuchend kam ich wieder zu mir und die Realität kehrte zurück. Aus dem Wasser sah mir mein Spiegelbild mit geweiteten Augen entgegen, und die Göttin kniete unbeeindruckt am anderen Rand des Trog.

Aufgeregt kam Kaspar herbeigelaufen. „Marlik, geht es dir gut? Was ist geschehen?“

„Hast du etwas gespürt?“

Kaspar nickte heftig. „Da war eine Präsenz. Ich weiß nicht, woher sie kam. Ist dir die Göttin erschienen?“

„Vielleicht“, sagte ich, ohne aufzustehen. „Es war wie eine Vision. Ein Kind, in dem ich mich selbst erkannte, rief mich um Hilfe. Ich werde sofort aufbrechen und nach ihm suchen.“

„Aufbrechen? Wohin denn?“

„In den Äther. Ich bin um Hilfe gerufen worden, Kaspar, und ich muss diesem Ruf folgen. Dafür muss ich nicht wissen, woher er gekommen ist.“

„Ich verstehe dich“, nickte der Einsiedler. „Lass dich von mir nicht aufhalten.“

„Es tut mir leid, dass ich dich so plötzlich schon wieder verlassen muss.“

„Mach dir keine Gedanken, Marlik! Die Göttin begleitet dich, und spätestens im nächsten Winter werden wir uns wiedersehen.“

„Ich danke dir, Kaspar. Nicht jeder würde einen solchen Aufbruch verstehen.“

„Ich schon, mein Lieber. Ich wünsche dir alles Gute.“

„Leb wohl“, sagte ich, und Kaspar verließ das Heiligtum.

Als ich die Augen schloss und meinen Geist darauf ausrichtete, den Äther zu öffnen, war die Schwärze dahinter flackerig. Die Geräusche der Welt traten in den Hintergrund und das Bewusstsein meiner Körperlichkeit verblasste, während die Schwärze wärmer und ruhiger wurde. Eine sphärische Klangwelt strahlte daraus hervor. Durch die schwarzen Ströme lief ein Zittern. Der Geist wurde blau, und breitete sich in mir aus, bis alles in einem konturlosen Wabern verschwamm.

Vom blauen Fließen des Äthers umspült verließ ich meine Welt.

Verstimmt blickte Meister Pedro über den Rand seines Buches hinweg zur Stundenkerze. Wenn es eines gab, was er nicht leiden konnte, dann war es, wenn man ihn warten ließ. Fadiga hätte schon vor einer halben Stunde hier sein sollen.

Pedro rief seinen Adlatus herein und bat ihn, nach Fadiga zu suchen. Vermutlich hatte er in seiner Experimentierwut einfach die Zeit vergessen, dachte Pedro. Doch Unpünktlichkeit war eine Respektlosigkeit, die er absolut nicht hinnehmen konnte. Endlich klopfte es verheißungsvoll an seine Tür.

„Herein“, rief er. Doch es war nicht Fadiga, der geklopft hatte, sondern nur Pedros Adlatus.

„Meister Fadiga ist nach Marangon gereist, um an einer Konferenz teilzunehmen“, teilte ihm der Junge mit.

„Nach Marangon?“ Pedro schaute verblüfft. „Bist du sicher? Er hatte mich erst gestern um den Termin gebeten.“

„Meister Okharim selbst hat es mir gesagt.“

„Na dann...“ Seufzend widmete sich Pedro wieder seinem Buch. Fadigas Prioritäten waren schon manchmal seltsam gewesen, aber ein solches Versäumnis war eigentlich nicht seine Art. Nun ja. Die Konferenz von Marangon dauerte nur drei Tage. Bis dahin würde er sich also gedulden müssen.

Tatsächlich tauchte Fadiga jedoch auch nach dem Ende der Konferenz nicht auf. Auch sein Adlatus Jakob wurde nirgends gesehen. Als Fadiga eine ganze Woche lang nicht in Kallonth gesehen worden war, wollte Pedro nicht länger untätig bleiben. Besorgt wandte er sich an Meister Okharim, den Akademieleiter.

Der kräftig gebaute Zauberer hörte Pedro aufmerksam zu. Okharim war ein Mann mit klaren Augen in seinen besten Jahren, und nur mit viel Mühe ließen sich ein paar graue Haare in seinem dichten, sorgfältig gestutzten Bart entdecken. Seine aufrechte Haltung und gewölbte Brust ließen ihn größer erscheinen, als er tatsächlich war. Mit seinem stets leicht erhobenen Kinn und der gewölbten Augenbraue wirkte es, als würde er auch auf jene herabblicken, die tatsächlich ein wenig größer gewachsen waren als er selbst. So empfand es auch Pedro, der noch etwas jünger war als Okharim, und trotz seiner stattlichen Körpergröße gegenüber Okharim stets ein wenig das Gefühl hatte, noch die Schulbank zu drücken.

„Ich denke nicht, dass ihm etwas passiert ist“, versuchte Okharim seinen Kollegen zu beruhigen. „Ihr wisst doch, wie er ist, wenn er in seine Forschung vertieft ist.“

„Aber wir hatten einen Termin. Einen wichtigen Termin, um den er ausdrücklich gebeten hatte.“

„Hat er gesagt, worum es ging?“

„Nein.“

Okharim musterte Pedro einen Augenblick lang, als ob er eine unhörbare Antwort auf etwas suchte. „Gut“, meinte er schließlich unvermittelt, „dann lasst uns nach ihm suchen!“

Sie marschierten gemeinsam durch das Akademiegebäude und begannen ihre Suche in Fadigas Privatgemächern. Doch die Räume erwiesen sich als verwaist.

„Seht euch das an!“, meinte Pedro. „Sein Mantel ist noch hier, und überall stehen angefangene Experimente und Notizen herum. Das sieht nicht aus, als wäre er abgereist. Vielleicht hat er am Sphärentor experimentiert und es ist etwas misslungen.“

„Das glaube ich nicht. Wenn er am Sphärentor arbeiten würde, hätte ich etwas davon mitbekommen. Ich bin täglich dort und habe ihn nicht gesehen.“

„Wo soll er sonst sein?“, bellte Pedro. „Habt Ihr eine bessere Idee?“

„Lasst uns nachsehen, wenn euch dann wohler ist“, lenkte Okharim ein. „Kommt! Ich führe euch zum Tor!“

Das Sphärentor lag in einem geheimen Raum, tief unten in den Gewölben der Akademie. Der Weg dorthin war lang und beschwerlich. Mehrere magische Siegel mussten geöffnet und wieder verschlossen werden. Nur wenige wussten von der Existenz des Tores und noch weniger kannten all die Zugangszauber, um dorthin zu gelangen.

Unten angekommen herrschte eine beklommene Stille. Mehrere Dutzend Meter Gestein trennten sie vom Tageslicht, und als sie die letzte magische Felsentür öffneten, kam ihnen eine Grabesfinsternis entgegen.

„Es ist dunkel hier. Hier kann er nicht sein. Überzeugt euch selbst!“ Okharim blieb dicht hinter der Tür stehen, doch Pedro wollte tiefer hinein.

„Wartet, ich spüre etwas!“, sagte er, und ließ die Kugel seines Stabes aufleuchten.

„Fadiga!“, rief Pedro entsetzt. Eine gekrümmte Gestalt lag bäuchlings in der Mitte des Saales auf dem Boden. Er erkannte den Kollegen sofort und eilte hinzu. Doch als er ihn erreichte, schreckte er zurück. So etwas hatte Pedro noch nie gesehen. Zögernd stand er bei dem reglosen Körper und wagte nicht sie anzurühren.

Okharim stand derweil immer noch in der Tür und rang um Fassung. „Das kann doch nicht sein“, stammelte er. „Wie kann... Was...? Ist er am Leben?“

Pedro berührte Fadigas Stirn und zog die Hand abrupt zurück. „Ihr Götter! Er ist eiskalt.“

Okharims Gesicht war wie erstarrt. „Ich verstehe das nicht, Pedro. Was kann denn...?“

„Ich habe keine Ahnung!“, rief Pedro mit leicht hysterischer Stimme. „Seht nur, wie er aussieht! Diese verkrampfte Körperhaltung! Das kann kein natürlicher Tod sein. Er muss ermordet worden sein. Fühlt es selbst!“

Okharim erwachte aus seiner Starre und trat an Pedros Seite.

„Ermordet? Hier? Das kann ich mir kaum vorstellen.“

„Na, was denn sonst?“

„Ich verstehe überhaupt nicht, was hier passiert sein soll.“

Einige Augenblicke lang stand Okharim schweigend neben seinem Kollegen und sah auf den toten Körper herab. „Jetzt lasst uns erstmal Ruhe bewahren. Wir müssen genau überlegen, wie wir jetzt vorgehen.“

„Überlegen? Hier gibt es nicht viel zu überlegen, Okharim. Wir müssen die Inquisition des Zirkels um Hilfe bitten.“

„Den Zirkel? Die wissen nicht einmal, dass dieses Tor existiert.“

„Wen wollt ihr denn sonst zu Rate ziehen? Ist Euch nicht klar, welche Kreise das hier ziehen kann? Fadiga ist von einem der Unsrigen ermordet worden. Von jemandem hier aus der Akademie!“

Okharim ließ den Ausruf langsam verhallen.

„Was schlägt Ihr vor, Pedro? Sollen wir etwa Fadigas Tod vor unseren Kollegen geheim halten und die Inquisition des Zirkels im Hilfe bitten?“

„Ich sehe nicht, dass wir eine andere Wahl haben. Niemand darf davon erfahren, bevor eine Gesandtschaft aus Ajuna hier ist.“

„Nun gut“, nickte Okharim, „ich kümmere mich darum. Meine Briefftaube wird noch heute nach Ajuna fliegen und unsere Bitte um Hilfe durch die Inquisition überbringen. Sorgt Ihr solange dafür, dass niemand Verdacht schöpft!“

Die Männer trennten sich. Während Okharim in seine Privatgemächer ging, wo er auch seine Brieftauben hielt, brachte Pedro Fadigas Leiche in ein würdevolles Versteck. Danach ging er noch einmal in Fadigas Privaträume.

Es würde nicht lange dauern, bis Offizielle des Grauen Zirkels die Untersuchungen übernehmen würden, aber er wollte sich nicht später vorwerfen müssen, nicht selbst Nachforschungen angestellt zu haben.

Fadigas Gemächer waren seltsam aus der Zeit herausgebrochen. Bücher lagen aufgeschlagen neben Apparaturen mit geöffneten Flakons. Halbfertige Zeichnungen waren darin zu sehen. Ganz so, als könne Fadiga jeden Augenblick durch die Türe kommen und seine Arbeit fortsetzen.

Doch Fadiga war tot.

Pedro ließ die Erkenntnis auf sich wirken. Ermordet! Der Gedanke schnürte sich um seine Lunge. Was, zum Henker, passierte hier? Wieso sollte jemand ein Interesse daran haben, einen der friedfertigsten und neutralsten Magier des Kontinentes zu ermorden? Ob er hier in diesem Durcheinander eine Antwort darauf finden würde?

Pedro traute sich nicht, die vielen Fläschchen oder Aufbauten zu berühren, aber er sah sich alles intensiv aus der Nähe an und verstand immer weniger, was er hier sah. Was wusste er eigentlich über Fadigas Forschung? Nicht viel, wenn er ehrlich war. Von Hause aus war Fadiga Hellseher. Seit einigen Jahren widmete er sich dem Sphärentor, und seine Wohnung war voller Alchimie. Was für eine wirre Kombination!

Da hörte er ein helles Knacken am Fenster. Ein Spion? Er sah nach, doch da war niemand. Pedro öffnete das Fenster, um besser sehen zu können, und da sauste mit kräftig schlagenden Flügeln eine Taube haarscharf an seinem Kopf vorbei ins Zimmer.

„Jolanda!“, rief Pedro aus. Fadigas Brieftaube! Sie flog quer durch den Raum dem Ausgang entgegen. Natürlich, dachte Pedro. Solange Fadiga tot im Raum des Sphärentores gelegen hatte, hatte sie nicht zu ihm zurückfinden können. Nun aber hatte sie seine Witterung aufgenommen und suchte nach ihrem toten Herrn.

Pedro eilte der Taube hinterher, die tatsächlich quer durch die Gänge und Gewölbe der Akademie flog. Pedro öffnete der Taube jede Tür, und das Tier strebte zielstrebig jenem Raum zu, in dem er Fadigas Leichnam verborgen hatte. Auch die letzte Türe öffnete er ihr, und sie waren allein in der dunklen und kalten Kammer, in deren Mitte Fadigas erstarrter Körper auf einem großen hölzernen Tisch ruhte.

Jolanda, die Taube, ließ sich auf der Brust ihres Herrn nieder und berührte seine Hand mit ihrem Schnabel. Da erschien an ihrem Bein jene geheime Botschaft, die sie quer durch den Kontinent transportiert hatte, um sie ihrem Herrn zu überbringen. Pedro nahm die Botschaft an sich und entrollte das kleine Stück Pergament.

Geheimer Rat ist verständigt.

Treffen am 12. Tag des Monats in Sirakis.

Sprecht mit niemanden, bis wir uns sehen!

Adr.

Adr.! Das war das Kürzel des Kronprinzen Adrian von Seguria! Pedro starrte auf die Botschaft. Meister Fadiga hatte den geheimen Rat um Hilfe gerufen? Wozu das? Worauf war Fadiga

gestoßen? Hatte er womöglich das Tor geöffnet? All das hier wurde immer geheimnisvoller. Meister Okharim musste sofort informiert werden.

*

„Schach!“ Cordovans Stimme hallte durch den Rittersaal, als er seinen Turm verrückte. Jonathan stütze die Ellenbogen auf den Eichentisch und betrachtete das Spielbrett. Er hatte den König schon mehrmals zurückziehen müssen und war nun eingekeilt in eine Ecke des Spielplans. Der Turm stand dicht vor Jonathans König und es gab keine Figur, die er schützend dazwischen stellen konnte. Überhaupt waren nicht mehr viele Figuren übrig. Sie spielten schon seit beinahe einer Stunde, und immer mehr sah sich der Junge in die Enge gedrängt. Natürlich war das keine Überraschung. Er war schließlich Cordovans Knappe und damit in jeglicher Hinsicht sein Schüler, auch beim Schach. Sie spielten zwar regelmäßig, denn Cordovan legte Wert darauf, dass Jonathan das Spiel beherrschte, aber noch nie hatte Jonathan seinen Herrn besiegt. Vermutlich sollte er sich freuen, dass er überhaupt so lange standgehalten hatte. Es gab so vieles, das er beim Spielen von Cordovan lernte, dass das Ergebnis des Spiels eigentlich gleichgültig war.

„Das war’s“, sagte er schließlich und streckte dem Ritter seine Hand hin. „Schachm...“ Er hielt inne und sah den Ritter verblüfft an. Er konnte den Turm mit seinem Springer schlagen, ohne dass Cordovan zurückschlagen konnte.

„Hast du...“

„Ja, ich weiß“, brummte Cordovan zerknirscht. „Da hab ich ganz schön geschlafen.“

Jonathan antwortete nicht. Derart leichtfertige Fehler waren Cordovan bisher noch nie passiert. Der Ritter lehnte sich in seinem Sessel zurück und nahm einen Schluck Wein aus dem Silberpokal. Die beiden spielten weiter, und bald war die Spielsituation wieder ausgeglichen. Es lief auf ein Patt hinaus.

Ein kräftiges Pochen an der Tür unterbrach ihre Konzentration.

„Herein!“, rief Cordovan und ein Diener trat vor.

„Ein berittener Bote aus Avellanka, Herr.“

„Aus der Kaiserstadt!? Ich lasse bitten!“

Der Wächter trat beiseite und ein drahtiger Mann mit fettigen Haaren und schmutzigen Kleidern kam herein. Seine Nase war gerötet. Ein kurzes Schwert baumelte an seiner Seite. Während er den Saal durchquerte, musterte er Jonathan kritisch. Ganz so, als wunderte er sich, weshalb so ein junger Bursche mit dem berühmten Cordovan Schach spielte.

„Was bringt Ihr für Nachrichten, junger Mann?“, fragte Cordovan.

„Eine kaiserliche Botschaft, Herr Ritter.“ Der Mann schlug seinen Mantel auf und holte aus einem sorgsam verschlossenen Lederbeutel einen Brief hervor.

„Ich danke Euch.“ Cordovan nahm das Schriftstück an sich, einen Umschlag aus edlem Pergament, der mit einem ovalen, blauen Siegel verschlossen war. Jonathan spürte, dass die Ankunft des Boten etwas an Cordovan verändert hatte und dass er das Siegel mit einer Mischung aus Neugier und Anspannung betrachtete.

„Ihr seid sicher müde von der weiten Reise“, wandte sich Cordovan an den Boten. „Meine Diener werden eine Mahlzeit, frische Kleider und ein Kamillenbad für Euch bereitstellen.“

„Das ist sehr freundlich von Euch. Vielen Dank, Herr Ritter.“

„Sehr gerne. Ich bin es, der zu danken hat.“

Kaum war der Bote weggetreten, zerbrach Cordovan das Siegel und fing an zu lesen. Unruhig versuchte der Junge in der Stirn seines Herrn zu lesen. Die Augen des Ritters liefen zweimal über das Pergament. Einmal schnell und zackig, und ein zweites Mal mit ungewöhnlicher Langsamkeit und Ruhe. Als er den Brief sinken ließ, sah er ernster aus als zuvor.

„Geh und pack deine Sachen!“, sagte er zu Jonathan. „Wir reisen morgen früh nach Sonnenaufgang nach Sirakis. Prinz Adrian hat den geheimen Rat einberufen.“

Den geheimen Rat – hätte Jonathan wissen müssen, wer oder was das war? Er hatte sich nicht gleich zu fragen getraut, sondern war rasch auf sein Zimmer gegangen, um seinen Waffenrock und allerlei Reiseutensilien herauszusuchen. Erst als sie am nächsten Morgen nebeneinanderhergen Süden ritten, traute sich Jonathan zu fragen. Er erfuhr, dass es mehrere Gremien gab, die das Kaiserpaar und den Kronprinzen in politischen Fragen berieten. Die meisten dieser Gremien waren recht groß und mit Bürgern und Würdenträgern aus vielen Landesteilen zusammengesetzt, und fast alles, was sie besprachen, wurde aufgeschrieben und für jedermann einsehbar ausgestellt. Zusätzlich zu den vielen offenen Gremien gab es jedoch seit einiger Zeit auch den sogenannten geheimen Rat, einen Kreis von sieben engen Vertrauten des Kronprinzen. Der geheime Rat war kein offizielles politisches Organ, wie ihm Cordovan erklärte. Vielmehr waren die Mitglieder des Rates persönlich ausgewählte Freunde, die ausschließlich die Aufgabe hatten, den Kronprinzen in Angelegenheiten zu unterstützen, die für niemandes Ohren bestimmt waren. Wie Cordovan zu berichten wusste, konnte das alles und nichts bedeuten.

„Ehrlich gesagt kann ich dir sehr wenig über den geheimen Rat erzählen“, sagte er. „Adrian hat mich vor acht Jahren gefragt, ob ich bereit wäre, ihm in Notsituationen vertraulich zur Verfügung zu stehen. Ich habe ihm sehr gerne zugesagt, und seitdem hat er mich häufiger als zuvor in allerlei Dingen meist privater Natur um Rat gebeten. Den Rat in seiner Gesamtheit hat er jedoch noch nie um Hilfe gebeten. Ich weiß nicht einmal genau, wer die anderen Mitglieder des Rates sind. Du siehst: Ich bin genauso gespannt wie du, was uns erwartet.“

Fünf Tage lang ritten Jonathan und Cordovan auf der Reichsstraße durch die verschneiten Wälder und schliefen in einfachen Herbergen. Als endlich auf einem Hügel die Burg von Sirakis auftauchte, erkannte Jonathan sie kaum wieder. Vor einem halben Jahr war die Burg noch voller bunter Fahnen gewesen. Hohe Herren waren zu Gast gekommen, um die Rückkehr aus dem Wald der Stille zu feiern. Aber von den prächtigen Zelten, die man für das Turnier aufgebaut hatte, war jetzt nichts mehr zu sehen.

Im grauen Dämmerlicht hob sich die Burg wie ein Scherenschnitt vom wolkenverhangenen Himmel ab, und nur wenige Lichter waren in den Wachtürmen auszumachen. Kaum waren sie über die Zugbrücke in den Innenhof der Burg geritten, sprang Cordovan vom Pferd und eilte auf die breite Freitreppe zu, die hinauf in die Wohngemächer führte. Jonathan beachtete er nicht, und der Junge traute sich nicht gleich, ihm zu folgen. Da wurde oben eine Türe aufgestoßen und Ritter Ramon kam heraus. Er entdeckte Jonathan und winkte ihn zu sich. Der Junge fühlte sich unwohl dabei, dass ein Page sein Pferd in den Stall führen wollte, doch er wollte auch nicht zurückbleiben, und lief schnell hinter Cordovan her die Treppe hinauf. Oben hatten sich Cordovan und Ramon herzlich aber knapp begrüßt, und noch ehe Jonathan bei den beiden Rittern anlangte, war Cordovan bereits weiter in den Pallas geeilt.

„Na, mein Junge“, sagte Ramon, der auf Jonathan gewartet hatte, und schloss ihn in die Arme. „Wie schön, dich endlich wieder zu sehen. Bist du erschöpft von der Reise?“

„Es geht schon. Ich bin vor allem gespannt. Bist du sicher, dass ich dabei sein soll?“

„Mal sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Komm herein! Alle anderen sind bereits da.“

Er brachte den Jungen in den Rittersaal, von wo bereits Cordovans aufgebrachte Stimme zu vernehmen war.

„Was soll das heißen: Mehr wisst Ihr nicht? Zum ersten Mal seit über acht Jahren ruft ihr den geheimen Rat zusammen, und nun soll ich mich mit ein paar Andeutungen zufriedengeben?“

„Ich bin genauso aufgebracht wie Ihr, Cordovan. Trotzdem muss ich Euch bitten, Euch noch ein wenig in Geduld zu üben.“ Der Mann, der Cordovan gegenüberstand, sprach mit weicher, heller Stimme. Er hatte ruhige grüne Augen und glatte Gesichtszüge unter kurzen braunen Locken. Er war gekleidet wie ein Ritter, mit edel besticktem Waffenrock, doch seine Statur war nicht die eines Hünen wie Ramon oder Cordovan. Eher erinnerte er Jonathan an einen Musiker mit feingliedrigen Fingern und schmalen Schultern. Ein schlankes Rapier hing an seiner Seite. Alles in allem, schätzte Jonathan, war der fremde Mann kaum doppelt so alt wie er selbst. Trotzdem ging von ihm ein Ausdruck der Stärke aus, die selbst die Aura der mächtigen Ritter mit ihren Zweihandschwertern überstrahlte. Kein Zweifel, dachte Jonathan, dies musste Prinz Adrian sein, der Thronfolger des Reiches Silena.

Cordovan ließ die Worte des Prinzen wirken und nickte. „Gut“, sagte er, „ich werde mich gedulden.“ Dann erblickte er Jonathan und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, zu ihm zu kommen. „Ich darf Euch endlich meinen Knappen Jonathan Durenald vorstellen. Jonathan, dies ist Prinz Adrian.“

„Etzel Durenalds Sohn!“ Der Prinz lächelte. „Welche Freude, Euch kennenzulernen. Ramon hat mir von eurer gemeinsamen Reise erzählt. Ich bedaure es sehr, dass ich nicht selbst zu den Festlichkeiten hier nach Sirakis kommen konnte. Meister Marlik und Cordovan scheinen ja große Stücke von Euch zu halten, wie mir mein Vater erzählte. Ich freue mich wirklich sehr.“

„Es ist mir eine Ehre, mein Prinz“, sagte Jonathan, als hätte er es auswendig lernen müssen, und schüttelte die ihm dargebotene Hand.

Außer Ramon und Cordovan waren auch die anderen Mitglieder des geheimen Rates dem Ruf des Prinzen nach Sirakis gefolgt. Adrian stellte sie Cordovan vor, und von einigen hatte Jonathan bereits gehört, wenn Barden auf Cordovans Burg Balladen vorgetragen hatte. Da waren zunächst die Brüder Refardeon und Zolthan, zwei Cousins des Prinzen, die auch bei Hofe zu seinem engen Beraterstab zählten. Beide mochten ein wenig älter sein als der Prinz, aber eindeutig jünger als Cordovan. Außerdem war da der Ritter Vito, ein wilder, nicht allzu groß gewachsener Kämpfer mit schwarzem Vollbart und einem gezackten Streitkolben, der beinahe so groß war wie Jonathans Kopf. Und dann war da noch die Baronin Dorothea von Mellingen. Von ihr hatte Jonathan ebenfalls bereits gehört. Sie war eine weithin geachtete Ritterin und Diplomatin aus dem Westteil des Kaiserreiches. Ihre Gesichtszüge waren edel und bescheiden, und ihre hellen, geflochtenen Haare verliehen ihr den Anschein einer Hofdame. Ihre Schultern aber waren breiter als die des Ritters Refardeon, und das Zweihandschwert, das sie auf dem Rücken trug, ließ keinen Zweifel daran, dass sie nicht nur eine Frau des Wortes war.

Adrian erklärte Cordovan, dass sie alle gemeinsam auf den Magier warteten, der angekündigt hatte, nach Sirakis zu kommen, um dann mit ihnen wegen einer geheimen Angelegenheit nach Kallonth zu reisen. „Fadiga hat mich über eine Brieftaube um Hilfe gebeten, und ich bin euch dankbar, dass ihr dabei sein werdet, wenn er uns erklärt, worum es sich handelt.“

Die Diener brachten ein paar Speisen herein, und erst beim Anblick der Köstlichkeiten merkte Jonathan, dass er vor lauter Aufregung seinen knurrenden Magen überhört hatte.

Während alle später noch aßen, klopfte es an die Türe, und ein Diener trat ein.

„Meister Pedro von der Akademie zu Kallonth wünscht euch zu sprechen“, sagte er, und augenblicklich war es still im Saal.

„Meister Pedro?“, rief der Prinz überrascht. „Das muss ein Irrtum sein. Meister Fadiga wollte persönlich hierherkommen, um uns zu treffen. Er soll eintreten!“

Der Diener verschwand, und wenig später betrat Meister Pedro den Saal.

Jonathan kannte den Magier Pedro bereits. Im vergangenen Jahr hatte Jonathan einige Monate auf der Akademie von Kallonth verbracht, um etwas über Sphärenkunde und Astronomie zu lernen, und in jener Zeit hatte ihn Pedro in Himmelskunde unterrichtet. Doch als er Pedro den Rittersaal von Sirakis betrat, war Jonathan überrascht. Der freundliche Magier hatte sich verändert. Sein Haar war lang geworden und aus seinen Augen war die Heiterkeit verschwunden, die den Unterricht so angenehm gemacht hatte. Dafür waren über seiner schmalen Nase zwei steile Falten gewachsen. Er trug einen edlen Umhang volle magischer Symbole und stützte sich auf seinen Stab. Sein Blick streifte Jonathan, aber der Junge hatte nicht den Eindruck, als ob sich Pedro an ihn erinnerte.

„Ich grüße Euch, Prinz Adrian, und euch andere. Mein Name ist Pedro de Riguera. Ich weiß, ihr wartet auf Meister Fadiga, der euch alle gebeten hat, hierher zu kommen.“

„Er hat nicht darum gebeten“, stellte Prinz Adrian klar. „Er hat mich und den geheimen Rat zu einem Krisentreffen zusammengerufen. Von einer Bitte kann kaum die Rede sein. Seid Ihr befugt, in seinem Namen zu sprechen?“

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin gewissermaßen durch Zufall hier. Durch Eure Antwort, die Ihr per Brieftaube an Fadiga schicktet, habe ich von diesem Treffen erfahren. Meister Fadiga wird leider nicht persönlich kommen können. Er wurde vor wenigen Tagen ermordet.“

„Er wurde was...!?“ Prinz Adrians Stimme war laut geworden. „Bitte berichtet in allen Einzelheiten!“

Pedro führte aus, wie er und Okharim Fadigas Leiche gefunden hatten.

„Glücklicherweise erreichte mich die Antwort, die Ihr, Prinz Adrian, an Meister Fadiga zurückgeschickt habt. Meister Okharim und ich sind in großer Sorge, und wir wissen nicht, wem wir trauen können. Euch hat Meister Fadiga in dieser Angelegenheit offenbar vertraut. Deshalb würden wir euch gerne nach Kallonth bitten, damit wir gemeinsam beraten können. Es existiert ein Tunnel durch den Äther, der direkt von hier nach Kallonth führt.“

Jonathan hatte das Gefühl, dass dem Prinzen dieser Vorschlag nur wenig gefiel. Doch nach einigem Nachdenken entschied sich Adrian, Meister Pedro zu folgen. Der Magier dankte dem Prinzen für das Vertrauen und führte ihn und seine Gefährten zum Sphärentor, das vergessen in den Kellergewölben der Burg lag. Jonathan hatte schon davon gehört, dass es solche Tore gab, mit denen man quer durch Imagurien zu einem anderen Tor reisen konnte, und konnte es kaum abwarten, es selbst zu Gesicht zu bekommen.

Das Tor entpuppte sich dann jedoch als reichlich unspektakulär. Pedro geleitete sie in einen abgelegenen Kellerraum, viele Treppen unter der Erde, der aus großen Steinen gemauert und vollständig leer war. Auf dem Boden war ein schwach schimmernder Siebenstern zu erkennen, der jedoch nicht aus geraden Linien, sondern aus mehreren, in den Steinboden eingelassenen silbernen Kreisbogensegmenten bestand. Umschlossen wurde dieser Siebenstern von einem silbrigen Kreis, und überall dort, wo die Spitzen des Sterns die Kreislinie berührten, stand eine

kleine Kerze. Pedro bat die Ritter, sich im Inneren dieses Kreises aufzustellen, und Jonathan hielt sich an Cordovans Seite, als sie der Aufforderung folgten.

Der Magier stimmte ein monotones Singen an, und während Jonathan sich bemühte, das Pochen an seinem Hals zu ignorieren, zerfielen die Wände des Kellerraumes plötzlich in ein undefinierbares, schwarzes Pulsieren. Ein Lichtpunkt wuchs aus der Mitte des Sterns. Rasch dehnte sich das Licht aus. Jonathan wollte zurückweichen, doch ehe er sich rühren konnte, wurde er von dem Licht geräuschlos verschlungen. Blaue Fäden tanzten in dem Licht, und Jonathan kniff die Augen zusammen. Das Licht schmerzte, und sein ganzer Körper vibrierte. In das Blau mischten sich andere Farben, die wild umeinander rauschten. Er verlor das Gefühl dafür, wo oben und unten war, und glaubte, jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren und zu Boden fallen zu müssen. Dann riss das Licht ruckartig ab, und Stille senkte sich über die Ritter.

Als sich Jonathans Augen an die unvermittelte Dunkelheit gewöhnten, befand er sich in einem dunklen Saal, der deutlich größer war als der in Ramons Burg. Auf dem Steinboden erkannte er wieder die silbrigen Linien des Siebensterns. Die Kerzen waren erloschen.

„Ich darf euch in der Akademie von Kallonth willkommen heißen“, sagte Pedro. „Folgt mir bitte!“

Pedro öffnete eine Tür, und die Gruppe schloss sich ihm an. Jonathan fühlte sich seltsam wackelig auf den Beinen, doch er ließ sich nichts anmerken. Pedro führte die Krieger über mehrere Treppen in die oberirdischen Geschosse der Akademie hinauf. Jonathan sah sich aufmerksam um. Er war sich sicher, dass er zu seiner Zeit an der Akademie niemals hier gewesen war. Die Treppengewölbe hatten keine Fenster, und wurden nur spärlich von warm schimmernden Pilzen erhellt, die die ganze Decke bewuchsen. Der Boden war sauber, aber auch schmucklos. Erst nach mehreren Türen und Abzweigen fanden sie sich in den fein getäfelten Gängen mit Butzenfenstern, Teppichen und Bildern wieder, die Jonathan vertraut waren.

Sie gelangten in eine große Empfangshalle mit hohen hellen Fenstern. Eine breite Treppe führte sie auf die von Säulen getragene Galerie ins obere Stockwerk hinauf. Meister Pedro stieß die Flügel einer hohen Mahagonitür auf, und dahinter betraten sie einen prächtigen Saal. Eine mächtige runde Tafel füllte den Raum. Neunundvierzig Stühle standen darum, aber nur einer war besetzt. Auf einem hohen Lehnstuhl am anderen Ende des Saales saß Meister Okharim, der Leiter der Akademie. Ein Mann, den sich Jonathan noch nie anzusprechen getraut hatte.

Als Okharim die Ankömmlinge erblickte, füllten sich seine Augen plötzlich mit Leben, als ob er zuvor geschlafen hätte.

„Willkommen!“, rief er und erhob sich. Seine Miene war freundlicher als Jonathan sie in Erinnerung hatte, und der Magier entschuldigte sich wortreich für die Mühen, die die Ritter auf sich genommen hatten.

„Meister Pedro und ich sind Euch allen sehr dankbar, dass Ihr hierhergekommen seid. Eure Unterstützung bedeutet uns sehr viel, Prinz Adrian. Ich weiß, dass Ihr ein guter Freund meines Kollegen Fadiga wart.“

„Meister Fadiga war dem Hause meiner Familie über Jahrzehnte hinweg in tiefem Vertrauen verbunden“, sagte Adrian. „Schon Fadigas Vater war ein gern gesehener Gast in unserem Hause, lange bevor ich geboren wurde. Sein Tod ist für uns alle ein schlimmer Verlust. Darüber hinaus aber stürzen uns die Umstände seines Todes in tiefe Sorge.“

„Uns geht es nicht anders“, sagte Pedro. „Meister Fadiga hat an einem der geheimsten Projekte unserer Akademie gearbeitet, und wir sind überzeugt, dass seine Ermordung mit diesem Projekt in Zusammenhang steht.“

„Wovon spricht ihr?“

Die beiden Magier wechselten einen Blick.

„Folgt mir!“, sagte Okharim. „Manche Geheimnisse kann man nur unzureichend beschreiben. Wir werden euch den Ort zeigen, von dem wir sprechen.“

Durch einen geheimen Seitenausgang des großen Saales führte Okharim seine Gäste wieder hinab in die Keller der Akademie. Doch diesmal ging es völlig andere Treppen hinab durch grob gehauene Felsschächte, in denen es muffig roch. Sie durchquerten gesicherte Türen und Durchgänge, bis sie vor einem großen Bronzetor Halt machten. Auf einen Wink des Zauberers hin glitten die Flügel des Tores auseinander, und vor ihnen öffnete sich eine große Halle. Als sie eintraten, leuchteten an verschiedenen Stellen des Raumes Kristalle auf, die den unterirdischen Ort in ein sanftes, bläuliches Licht tauchten. Wie schon das Sphärentor, durch das sie hierher gelangt waren, war der steinerne Boden bedeckt von den silbrigen Linien eines von einem Kreis umschlossenen Sternes. Allerdings war dieser Stern hier im Durchmesser nicht weniger als zehn Schritte groß und die Linien funkelten, als ob das Licht der Sterne selbst darin eingefangen wäre.

„Dies hier, werte Freunde“, sagte Okharim, während sich die Ritter um den Stern herum verteilten, „ist der geheimste Ort dieser Akademie und vielleicht das bedeutendste Geheimnis unserer Welt. Dieses Sphärentor ist der Eingang zu einem Tunnel in eine andere Sphäre jenseits des Äthers. Von Sirakis aus seid ihr bereits durch ein Sphärentor gereist. Doch dabei seid ihr innerhalb unserer Welt geblieben. Dieses Tor hier hingegen führt aus der uns bekannten Welt heraus, durch den Äther hindurch in eine andere, in eine neue Welt. Dies ist das einzige Tor dieser Art in Imagurien, und nicht wenige glauben, dass es den Schlüssel zu unserer Zukunft darstellt. Der Austausch mit den Bewohnern einer fremden Sphäre könnte das Voranschreiten unseres Wissens beschleunigen wie keine andere Entdeckung unserer Geschichte. Wir könnten unsere Erkenntnisse über die Natur der Wirklichkeit austauschen und voneinander für die Gestaltung unserer Zukunft lernen. Dieses Tor, liebe Freunde, wird unsere Wissenschaft in unvorstellbarer Geschwindigkeit vorwärts katapultieren!“ Seine Augen blitzten in einer Mischung aus Stolz und Misstrauen, während er die Umstehenden musterte.

„Unsere Akademie widmet sich bereits seit Jahrhunderten der Erforschung dieses Tores“, übernahm Pedro das Wort. „Das Wissen wurde dabei immer nur von einigen wenigen Magiern bewahrt und persönlich weitergegeben. Meister Fadiga war einer unserer wichtigsten Experten auf diesem Gebiet und arbeitete in letzter Zeit häufig hier unten.“

Vor etwa drei Wochen habe ich Fadiga zum letzten Mal lebend gesehen. Er war sehr aufgebracht und zog sich den ganzen Tag über in seine Gemächer zurück. Am nächsten Tag erschien er nicht zu einem Termin mit mir, weil er angeblich zu einer Konferenz nach Marangon gereist war. Ich dachte mir nichts weiter. Doch als er auch nach dem Ende der Konferenz nicht auftauchte, machte ich mich gemeinsam mit Meister Okharim auf die Suche nach ihm. Wir fanden ihn schließlich hier unten, inmitten des Sterns, der das Sphärentor bildet, ermordet durch einen Zauber, von dem wir beide noch nie gehört oder gelesen haben.“

Ritter Vito trat unwillkürlich einen Schritt von dem Siebenstern zurück. „Er lag hier drin? Mitten im Sphärentor?“

„Ganz genau. Niemand hat ihn vorher die Akademie betreten gesehen und wir haben keine Erklärung dafür, wie er unbemerkt hierher gelangen konnte. Wir wollten den Grauen Zirkel informieren und um Hilfe bitten. Dann jedoch stieß ich auf Fadigas Brieftaube Jolanda und erhielt von ihr jene Nachricht, die Ihr an Fadiga schicktet, Prinz Adrian. Den Rest der Geschichte kennt ihr.“

„Fadiga wusste, dass sein Leben in großer Gefahr war, als er uns schrieb“, sagte Adrian. „Er hatte etwas herausgefunden, vor dem er sich sehr fürchtete.“

„Was genau hat er geschrieben?“, fragte Okharim.

„Er schrieb, dass er ein Salz entdeckt hätte, das die Macht hätte, den Lauf der Welt zu verändern. Ein Salz, von dem große Gefahr ausginge. Und er schrieb, dass er niemandem trauen könne, und wir sofort hierherkommen müssten. Sein letzter Satz war: Falls mir etwas zustößt, dann folgt meiner Spur und geht dahin, wohin das Salz mich führte!“

„Was für ein Salz meinte Fadiga?“, fragte Refadeon.

„Darüber hat er nichts geschrieben.“

„Nun, ich denke, das kann ich klären“, meinte Okharim. „Meister Fadiga und ich arbeiteten gemeinsam an der Entwicklung eines Salzes, von dem wir hofften, es könne die Öffnung des Sphärentors ermöglichen.“

„Ihr wusstet davon?“, rief Pedro und sah Okharim erstaunt an.

„Fadiga und ich waren die einzigen, die davon wussten. Und so sollte es auch bleiben.“

„Wenn das so ist“, warf Baronin Dorothea ein, „dann könnte Fadigas Nachricht bedeuten, dass es ihm gelungen ist, mit Hilfe dieses ominösen Salzes das Sphärentor zu öffnen.“

Okharim zuckte zustimmend mit den Schultern. „Das erscheint logisch.“

„Wäre es möglich“, fuhr Refardeon den Gedanken fort, „dass Fadiga durch das Sphärentor gegangen ist, ohne euch einzuweihen, Okharim?“

„Ihr meint, er wurde von einem Bewohner einer anderen Sphäre ermordet?“, fragte Vito ungläubig.

„Das wäre in der Tat eine Möglichkeit“, nickte Okharim. „Das würde zumindest erklären, weshalb uns der Zauber, der ihn getötet hat, unbekannt ist. Vielleicht ist Fadiga tatsächlich kurz vor seinem Tod der große Durchbruch gelungen und er ist durch das Tor gegangen, ohne mich zu informieren. Leider jedoch scheint er dieses Salz dafür vollständig vernichtet oder beseitigt zu haben. Nirgends in der ganzen Akademie haben wir auch nur ein Körnchen davon entdecken können. Wir werden also vielleicht nie erfahren, auf welche Weise es ihm gelungen ist, das Tor zu öffnen, und was er dahinter entdeckt hat.“

„Das ist so nicht ganz richtig.“ Adrian war einen Schritt vorgetreten, und Okharim sah ihn mit großen Augen an.

„Was wollt Ihr damit sagen?“, fuhr er den Prinzen an. „Was wisst Ihr über das Salz?“

„Fadigas Brieftaube überbrachte mir nicht nur seine Nachricht, sondern auch ein kleines Beutelchen mit einem schwarzen Salz. Nach allem, was wir hier gehört haben, kann es nur das Salz sein, das ihn offenbar durch das Tor geführt hat.“

„Zeigt mir das Salz!“

Der Prinz händigte Okharim einen kleinen Beutel aus, und die Augen des Magiers wurden schmal.

„Wer weiß sonst noch davon?“

„Niemand. Fadiga bat mich um höchste Geheimhaltung. Niemand außerhalb dieses Raumes weiß von unserem Treffen, von der Existenz dieses Salzes oder dem Anlass dieses Gespräches.“

„Gut.“

„Denkt ihr, es ist Euch möglich, mit diesem Salz zu rekonstruieren, wie Fadiga das Tor öffnen konnte?“, fragte Cordovan.

„Das könnte sein“, brummte Okharim. „Mit Hilfe der Aufzeichnungen, die wir in Fadigas Labor gefunden haben, könnte es mir gelingen nachzuvollziehen, wie Fadiga das Salz seit unseren letzten gemeinsamen Experimenten modifiziert hat. Einen Versuch wäre es allemal wert. Ich schlage vor, ich ziehe mich in meine Laboratorien zurück, während ihr euch ausruht und vorbereitet für den Fall, dass sich das Tor tatsächlich öffnen lässt.“

Die Gruppe verließ den Raum des Sphärentors und kehrte in die oberen Geschosse der Akademie zurück, was Jonathan nur recht war. Er hatte sich die ganze Zeit über beklommen und starr gefühlt unter diesen mächtigen steinernen Decken, und er war froh, als er wieder Teppiche und Tapeten erblickte. Ihm rauchte der Kopf von so viel mysteriösem Gerede, und beim Gedanken an ein Tor, das geradewegs in eine andere Welt mit anderen Menschen oder völlig anderen Wesen führen sollte, wurde ihm ganz schwindelig.

„Ich würde gerne einen Blick in Fadigas Privaträume werfen“, wandte sich Baronin Dorothea an Meister Pedro. „Vielleicht finden wir noch einige wertvolle Hinweise.“

„Selbstverständlich, wenn Ihr das wünscht“, sagte Pedro. „Ich habe alles sorgfältig untersucht, aber es kann nur helfen, wenn ihr euch einen eigenen Eindruck verschafft.“

Adrian, Cordovan und Jonathan schlossen sich der Baronin an. Sie nahmen die seltsamen Apparaturen in Augenschein, an denen Fadiga gearbeitet hatte und studierten seine Notizen. Doch sie fanden nichts, was ihnen weiterhalf. Als sie die Wohnung wieder verließen, blieb Jonathan auf dem Flur plötzlich stehen. Eine Tür stand eine Handbreit offen. Ein wenig Licht fiel durch den Spalt und beleuchtete einen großen Tisch. Ein weißes Tuch war darübergebreitet, auf dem sich die Umrisse eines menschlichen Körpers abzeichneten. Es musste Fadiga sein, aber irgendetwas war merkwürdig daran. Hastig ging Jonathan weiter. Niemand hatte etwas bemerkt.

Okharim ließ ein Mahl für die Gäste bereiten, während er selbst sich den ganzen Abend über nicht blicken ließ, um an dem Salz zu experimentieren, wie er sagte. Es war klar, dass die Nachforschungen noch ein wenig dauern konnten, und als Okharim bis zum späten Abend kein Durchbruch gelungen war, bezogen Adrian und seine Gefährten die Gästezimmer der Akademie.

„Ich möchte euch bitten, auch Marlik ben Tulachim zu benachrichtigen, dass wir hier sind. Er ist zwar kein festes Mitglied unseres Rates aber ein enger Freund und Vertrauter. Wenn wir ihn um Hilfe bitten, wird er sicherlich innerhalb kürzester Zeit hier sein, um uns zu unterstützen. Habt ihr eine Möglichkeit, ihn durch den Äther hindurch zu kontaktieren?“

„Selbstverständlich“, gab Okharim zurück. „Wenn ihr es wünscht, informiere ich ihn sofort.“

„Bitte tut das! Er gehört zu den wenigen, denen wir uneingeschränkt vertrauen.“

Jonathan war müde von dem intensiven Tag, doch als er später im Bett lag, schlief er nicht ein. Wie war nur Fadigas Gesicht gewesen? Jonathan wusste, dass Fadiga früher gelegentlich zu seinem Vater zu Besuch gekommen war. Er selbst war noch sehr klein gewesen, aber eigentlich alt genug, um sich zu erinnern. Trotzdem hatte er kein Bild vor Augen. Nun lag Fadiga in den

Kellern der Akademie auf einem Tisch. Ein Tuch bedeckte sein Gesicht und niemand sah ihn mehr an. Jonathan fühlte sich zugeschnürt und dachte an die Beerdigung seiner Mutter.

Wie ist das, wenn man tot ist, Papa?

Hast du denn deiner Mutter nicht ins Gesicht gesehen?

Ich hab' mich nicht getraut. Was geschieht mit uns?

Wenn wir sterben? Wir gehen nach Hause.

Nach Hause.

Vater war nie nach Hause gekommen. Er war fortgeritten und nie wiedergekehrt. Kein Abschied und nur ein symbolisches Begräbnis. Auch ihm hatte er nicht ins Gesicht gesehen.

Ich hätte es so gern getan, dachte Jonathan. Einmal nur. Ob er darin den Frieden gesehen hätte, von dem er erzählt hatte? Ob ihm das den Verlust leichter gemacht hätte?

Ohne es bewusst entschieden zu haben, stand er auf und schlüpfte in seine Pantoffeln. Er kannte den Weg zu dem Raum, wo Fadiga lag, und schlich hinunter. Niemand bemerkte ihn.

Die Tür, durch die er am vergangenen Abend gespäht hatte, war nicht abgeschlossen, und als er die Klinke drückte, kam dahinter tiefe Finsternis zum Vorschein. Jonathan nahm eine Lampe von der Wand des Flurs und trat an die Tür. Es roch nach Alkohol und Eukalyptus. Er wusste nicht, ob das einige Stunden zuvor auch schon so gewesen war. Aber er wollte Fadiga ins Gesicht sehen. Kurzenschlossen öffnete er die Tür und ging hinein.

Als sich die Ritter am nächsten Morgen im großen Saal versammelten, schweiften Jonathans Gedanken immer wieder ab. Die Bilder ließen ihn nicht los, und er spürte eine flaue Kälte in seinen Händen. Okharim wirkte derweil sehr gelöst. Er sei zuversichtlich, das Sphärentor öffnen zu können, verkündete er. Fadigas Aufzeichnungen seien sehr hilfreich, und das von Adrian mitgebrachte Salz scheine viele Fragen zu klären.

„Falls Ihr das Tor tatsächlich öffnen könnt“, sagte Adrian, „haben wir bereits besprochen, was zu tun wäre. Wir möchten gern eine kleine Delegation durch das Tor schicken, um erste Hinweise darauf zu erhalten, warum Fadiga ermordet wurde. Zolthan und Dorothea sollen derweil nach Avellanka zurückreisen, um meinen Vater zu informieren.“

„Gut“, stimmte Okharim zu. „Vielleicht sollten euch einige Magier unseres Instituts begleiten, wenn ihr durch das Tor geht.“

„Das wäre sicherlich gut, allerdings ist es uns lieber, wenn niemand außer uns davon erfährt. Vielleicht könnte uns Meister Pedro begleiten?“

„Ein sehr guter Vorschlag. Pedro, was meint Ihr?“

„Es wäre mir eine Ehre, als einer der Ersten durch das Tor zu gehen“, sagte der Magier.

„Gut“, nickte Okharim. „Ich werde alles vorbereiten.“

„Habt ihr Marlik ben Tulachim informieren können?“

„Leider nein. Ich habe versucht, über den Äther Kontakt mit ihm aufzunehmen, doch es kam keine Verbindung zustande. Ich weiß selbst nicht, was das bedeuten kann, doch ich werde es weiterhin versuchen.“

*

Je näher Anna ihrem alten Golf II kam, desto schneller wurden ihre Schritte. Die Geräusche der Straße gingen ihr auf den Nerv und sie hoffte, dass Kevin nicht hinter ihr her aus dem Fenster sah. Sie widerstand dem Impuls, sich umzudrehen, und steuerte zielstrebig auf die Fahrertüre

zu. Der Schlüssel klemmte und ruckte, dann sprang die Tür auf und sie ließ sich auf den Sitz fallen. Als sie die Türe hinter sich zuwarf, war ihr gleich besser. Ihr Kopf fühlte sich an wie in einer Schraubzwinge. Sie hätte den Tequila weglassen sollen, dachte sie, angenervt von sich selbst. Nach dem ganzen Bier war das vielleicht keine so gute Idee gewesen. Sie gab sich einen Ruck und schob die Key Card ins Autoradio. Rachmaninoffs drittes Klavierkonzert dröhnte los, viel zu laut, irgendwo im ersten Satz, wo sie es am Vorabend unterbrochen hatte. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie leiser machen sollte, dann entschied sie sich dagegen und steckte den Zündschlüssel ins Schloss. Immer die gleiche Geschichte, dachte sie, und warf ihrem Ebenbild im Rückspiegel einen bissigen Blick zu.

Sei nicht kindisch! Du bist Anfang zwanzig, Herrgott. Das ist schon okay so.

Sie stützte die Stirn aufs Lenkrad und presste die Augen zusammen. Hörbar blies sie Luft zwischen ihren Handflächen durch. Wenn sie wenigstens dumm genug wäre, sich nicht selbst analysieren zu müssen. Ständig begegnete sie Menschen, die mit der Gabe gesegnet waren, ihre eigene Beschränkung nicht zu bemerken. Warum mussten ausgerechnet die ganzen kaputten Typen grandiose Selbstreflektierer sein? Als ob das je etwas geholfen hätte!?

Sie trat die Kupplung durch und startete den Motor. Wahre Liebe gab es sowieso nur unter Frauen, dachte sie und legte den Gang ein.

Forsch rangierte sie rückwärts, bis sie die Stoßstange des Twingo hinter ihr touchierte, und sauste aus der Parklücke heraus. Auf dem Tempelhofer Damm wechselte sie die CD. Der Rachmaninoff passte irgendwie nicht. Brahms' zweites Klavierkonzert mit Pollini, das war's! Sie schob die CD ins Radio und drehte lauter.

Zum Teufel mit den Männern, dachte sie und kurbelte das Fenster runter. Musik war das einzig Wahre. Obwohl, sie lachte, Beethoven! Das wäre doch ein Mann für mich! Ein hypersensibles Genie mit Wutanfällen, Depressionen und latenter Trunksucht. Im Vergleich zu dem bin ich doch geradezu einfach. Mit fünfundsechzig surfte sie eine gelbe Welle entlang.

Sollte sie wirklich noch zur Uni fahren? Eigentlich gehörte man mit ihrem Kater ins Bett und in die Nähe von ausreichend Wasser. Quantenmechanik hatte sie sowieso schon geschwänzt und sie sah bestimmt genau so verzecht aus, wie sie sich fühlte. Egal, entschied sie. Astrophysik bei Huber war es wert, sich in den Hintern zu treten.

Sie bog nach Westen ab und drängelte sich durch den Berliner Stadtverkehr bis zum Ernst-Reuter-Platz. Vor dem Mathegebäude ergatterte sie einen Parkplatz, schnappte sich ihre Tasche und joggte über den Campus ins Physikgebäude.

Gerade noch pünktlich quetschte sie sich in den Hörsaal, eine fensterlose Zelle, kurz und steil, mit kahler Betondecke und braunen Wänden aus Holzimitat mit unnatürlich regelmäßiger Maserung. Sie setzte sich in einer der letzten Reihen an den Rand und mied den Blickkontakt mit den Kommilitonen. Sie wusste, dass sie mies aussah. Das musste sie nicht auch noch von anderen gespiegelt bekommen.

Huber kam wie immer zwei Minuten zu spät und betrachtete mit großer Entschlossenheit die sauber gewischten Tafeln.

„Servus mitanond!“, rief er fröhlich brummelig in die Runde. „Wir wolln uns hoit mit den kosmischen Endzuständen der Materie auseinandersetzen. Konkreter g'sagt mit weißen oder braunen Zwergen, Neutronensternen und schwarzen Löchern. Mal schaun, wie weit wir so kommen. Ich hoffe, Sie sind alle gut angeschnallt und bereit für einen wilden Ritt durch die Integralrechnung.“

Schon nach ein paar Minuten war Anna froh, nicht vor dem Kater kapituliert zu haben. Wie Huber in seinem dunklen Bayrisch über elementarste Physik schwadronierte, ließ Annas Laune innerhalb kürzester Zeit ihren Tiefpunkt hinter sich lassen.